In freier Stunde

Sohr, der Knecht

Roman von Arno Franz

(1. Fortsetzung) (Nachdruck verboten)

„Alles Kollegen," dachte Sohr, „alles Entgleiste. Existenzen! Menschen, die auf das Glück warten, das irgendwann und irgendwoher kommen soll und nicht kommt."

Nein, das war nichts für ihn. Für ihn gab es weder Glück noch Hoffnung, noch Zufall. Er wartete nicht mehr und erwartete nichts.

Rücksichtslos schob er sich durch das Menschengewühl. Wer nicht wich, bekam einen Puff.

Da — dort, ihm gegenüber das Geschäftshaus! Auf seinem First prangte ein Firmenschild von echt Berliner Dimension. „Zechlin" stand in riesigen Lettern darauf.

Ueber diesen Namen stolperte Sohr förmlich.

Einen Zechling hatte er auch gekannt. War ein großer Mann. War Staatsbeamter und saß ganz oben. War eine Leuchte und doch ein Wortbrüchiger. Gerade der hatte das Maß der Enttäuschungen voll gemacht.

Mit der Faust schlug Sohr durch die Luft. Das tat er gern. Es befreite.

Verflucht! Daß man von der Vergangenheit nicht los konnte.

In ihm wühlte es — wie dicke Strähnen standen die Falten in der Stirn und was da drinnen wühlte, wollte 'raus.

Im nächsten Moment schon hatte er denn auch das unvermeidliche Renkontre mit einem Passanten, und als nach fünf Minuten liebevollem Hin- und Herreden unter gütiger Assistenz eines Schupobeamten die beiden Rauhbeine voneinander ließen, dachte Sohr: „Schade, daß in solchen Fällen immer Unschuldige leiden müssen für das, was andere verbockt haben. Zechling wäre mir lieber gewesen."

Endlich hatte Sohr den Platz überquert. Einen Augenblick verschnaufte er und hielt Ausschau. Hier war doch das Eldorado der Versatzämter und Gelegenheitsgeschäfte. Hier mußte er finden, was er suchte.

Richtig! Nicht weit vom Polizeipräsidium winkte ein Schaufenster mit der Aufschrift: „Geld für jede Wertsache."

In diesen Laden ging er.

Ein Israelit saß auf einem Dreibein an einem Stehpult, hatte die Arme aufgestützt und wendete dem Eintretenden den Kopf zu. Er blieb ruhig auf seinem Stühlchen sitzen.

„Tag, mein Herr," sagte Sohr, und als der Alte schwieg, fuhr er fort: „Ich bin zu einem ehrlichen Manne gekommen und möchte ein Geschäft mit ihm machen."

„Ehrlicher Mann, wie heißt," sagte der Jude, „un e Geschäft! Was for e Geschäft?"

„Ein Tauschgeschäft mit Aufzahlung."

„Was ham'n Se ze tauschen?"

„Mich," sagte Sohr.

„Nebbich," sagte der Jude.

„Oder vielmehr, was ich da auf dem Leibe trage, ergänzte Sohr, und der Jude stieg langsam von seinem Throne herunter.

Er taxierte und sagte: „Dreh'n Se sich um," dann prüfte er Sohrs Kehrseite.

„Was woll'n Se ham'n for das Anzügle?"

Und Sohr trug ihm seine Wünsche vor.

„Diesen Anzug und die Schuhe — beides ist neu — gebe ich Ihnen. Dafür verlange ich einen Manchesteranzug, ein Paar derbe Arbeitsschuhe, ein Paar Wickel- oder Ledergamaschen, drei Hemden und eine Windjacke."

„Weiter nix?" sagte der Jude.

„Warten Sie ab. Dann können Sie diesen Lederkoffer haben mit dem, was darin ist." — er öffnete ihn und legte den Inhalt auf die Ladentafel. „Nur die Wäsche, das Necessaire und diese Hose behalte ich. Für alles zusammen verlange ich fünfzig Mark."

„Packen Se ein," schrie der Jude, „packen Se ein! Hab' ich geseh'n noch nie fünfzig Mark, wie soll ich zahlen können so viel?"

„Auch gut," erwiderte Sohr, „denn nich'," und legte die Sachen in den Koffer zurück.

Der Trödler sah ihm schweigend zu.

„Der nächste Laden ist wohl gleich nebenan?" erkundigte sich Sohr und schickte sich zum Gehen an.

Er hatte den Drücker gerade in der Hand, da stotterte es hinter ihm:

„Herr ä fünfundzwanzig Mark un der Schlag soll mer treffen, wenn ich daran verdien' auch nur e Mark."

„Fünfzig," sagte Sohr und blieb an der Tür stehen.

„Kann ich nich'! Kann niemand, Herr — Geld is rar. Niemand hat Geld. Wer kann kaufen, Herr? Keiner. Is unser Geschäft e mieses Geschäft, Herr, e sehr e mieses Geschäft. — Will ich zulegen e Mark, Herr — sechsundzwanzig."

„Und ich will fünf nachlassen, also: Fünfundvierzig."

„Is e Wort, Herr. Werden machen das Geschäft. Aber was steh'n Se auf der Straß', Herr, was brauchen se sehen die Leit, wenn mer handeln."

Sohr stand gar nicht auf der Straße, war immer noch im Laden, stand nur an der Tür.

„Setzen Se sich, Herr. Müssen Se doch seh'n meine Sachen, müssen Se anproben de Schuh'," und mit einer

Behändigkeit, die seinen siebzig Jahren Ehre machte, hantierte der Alte herum.

Er war unermüdlich im Vorlegen und Empfehlen.

Und als Sohr nach einer guten halben Stunde im braunen Manchesteranzug und mit einem Rucksack auf dem Rücken den Laden verließ, war der zähe Alte um vier Mark höher gegangen und hatte sich mit Sohr auf dreißig geeinigt.

„Uebers Ohr gehauen hat mich der Nebbich doch," dachte Sohr, „aber er hat wenigstens gekauft."

Jetzt konnte er wenigstens aufatmen und konnte mit dreißig einzelnen Markstücken in der Tasche klimpern.

Und jetzt konnte er auch an Essen denken.

Vor einem Gemüsekeller standen Körbe mit Gemüseleichen, womit in den Städten das hungernde Volk gefüttert wird und die ein Gärtner oder Bauer, als von ihm gezogen, beim besten Willen nicht wiedererkannt hätte.

Sohr besah sich das Schlachtfeld. Ihn interessierten die Radieschen, die aus Aerger über die ihnen seit mindestens vierzehn Tagen bekundete Nichtachtung bleich geworden und die Rettiche, die aus dem gleichen Grunde blau angelaufen waren.

Es war ein liebliches Bild segensreichen gärtnerischen Schaffens, das man da an der Hauswand aufgestapelt hatte. Trauben aus dem Süden, die im Straßenstaub Berlin-O's ihre sonnigen Tage beschlossen, waren auch dabei. Sie sahen von allem noch am genießbarsten aus.

„He, schöne Frau," rief er die Treppe hinunter, „was kostet der Wein?" Und eine Stimme, ranzig wie Schmierseife, antwortete von unten:

„Komm' Se man runter, Männeken, det da oben ist man bloß Auslage, ick kann nich jut fort."

Da stolperte Sohr die Stufen hinunter und stand unten mit offenem Munde vor einer unglaublich dicken Frau still.

Die sah sein entgeistertes Gesicht und fühlte sich zur Entschuldigung verpflichtet.

„Was, det gloob'n Se woll nu, von wegen dem Nichtfortkommen?"

„Ja, das glaube ich! Madameken sollten nach Marienbad gehen, sind 'n bißchen sehr rund. Dort wird man leichter."

„Icke nich'! Det liegt in der Familije."

„Vererbung also."

„So is et. — Also wat möchten Se koofen?"

„Wein! Was kostet der?"

„Sechzig Pfennige det Pfund."

„Donnerwetter, ist das viel Geld."

„Wat? Ville Jeld?"

„An sich nicht, für mich aber doch. Hab' keine Arbeit, verehrte Frau, muß lausig sparen."

Da ging es wie Sonnenschein über das rundliche Gesicht der runden Frau und die Hände über dem Bauch gefaltet, grinste sie Sohr an.

„Keene Arbeet?"

„Das freut Sie wohl, weil Sie so vergnügt schmunzeln?"

„Jehn Se nich' stempeln?" fragte die Frau.

„Ne, ich bin nicht von hier."

„Wat könn' Se denn, Herr," erkundigte sie sich, und diese Frage brachte Sohr in einige Verlegenheit. Was sollte er antworten?

„Ick meene," begann die Grünkramfrau wieder, „könn' Se fahren?"

„Mit was?"

„Mit Pferd un' Wagen."

„Das kann ich."

„I gucke," sagte die Grünkramfrau, „un' könn' Se früh uffstehn?"

„So gegen sechs?"

„Sie sin' woll'n bisken hopp? Jejen sechs, wenn Se da wat hören! Halb drei, meene ick."

„Wenn es sein muß, kann ich auch das."

„Jeden Morjen?"

„Kommt mir gar nicht darauf an."

„Männeken, da hätt' ick wat vor Ihnen."

„Und das wäre?"

„Wissen Se, ick ha' keen'n Anhang, keene Kinder, allens nich. Jotte ne, nischt ha' ick. Aba e Pferdeken ha' ick un'e Wagen, det Jemiese aus de Marjthalle ze holen un' von wejen Sonntags so'n bisken an de Luft. Was muß der Mensch doch ham'n von's Leben."

„Das verstehe ich vollkommen."

„Da hatt' ick so'n August, der det Ding schaukelte. Er hat mer aba versetzt, dat Luder, jingen zu jut, vadiente zu ville. Det wär wat vor Ihnen, Herr!"

„Und hier?" Sohr machte die Bezeichnung des Zahlens.

„Eene Bleibe mit e jutet Bette, jutet Essen, keene schlechte Behandlung un zwanzig Emmchen de Woche."

„Für Berlin ist das nicht die Welt, gnädige Frau," sagte Sohr enttäuscht und die Frau zwischen den Gemüseleichen strich sich ob der „gnädigen Frau" geschmeichelt das Bäuchlein. Mit dem Ellenbogen stieß sie Sohr vertraulich an und zwinkerte ihm zu.

„Männeken, aba wat da abfällt."

„Wieso abfällt, Madame, das verstehe ich nicht."

„Seh'n jar nich' so doof aus."

„Möglich, aber ich verstehe es trotzdem nicht."

„Mensch," rief da die Frau entrüstet, „kann 'mer nich' mal in der Marjthalle 'en Korb Aeppel wegfinden un' e Sack Kartoffeln aus Vasehn uffladen?"

„Ah — so ist die Sache! Also wir zwei gewissermaßen Kompagnons?"

„Uff Deibel komm' 'raus, Jungeken. Feste! Un' da schneit's Pinke. Da brauchste bei die Bullenhitze nich' mehr in die Sammetkluft rumzeloofen. Pickobello — pipapo — allen's wat de willst."

Frau Blumenkohl malte rosenrote Gegenwart und Herkules Sohr stand am Scheidewege.

Er fühlte sich nicht ganz wohl zwischen dem grasgrünen Zeug in diesem Keller und sehnte sich mächtig ins Freie, war aber immer noch Gentleman genug, der fürsorglichen Dame den Stuhl nicht vor die Tür zu setzen. Ein Vierteljahr Charitee war sehr hübsch — ein Vierteljahr Moabit oder Plötzensee gewiß weniger schön. „Der Zufriedene verlangt nicht danach," dachte Sohr, „und momentan bin ich zufrieden." Vorsichtig brachte er seine Bedenken vor.

„Ich weiß wirklich nicht, Madam, ob ich das können werde."

Aber da kam er schlecht an.

„Können werde, können werde," imitierte sie und ihre Stimme schlug piepend über, „können werde, wenn ick det höre. Können werde! Männeken, dann lernste dat, vastehste! — Können werde! Det kann sojar der Staat. Jawoll," und sie nickte so kräftig mit ihrem schöngeformten, kugelrunden Köpfchen, daß der Busen Wogen schlug. „He — der hat uns woll' nich' de Pinke aus de Tasche jeklaut? Mensch, heite kannste bei de Arbeet varecken. Haste schon mal eenen jesehen, der s'ch von's arbeeten satt jejessen hat? Haste? — Ne! — Un' wenn, denn hat' er 'n Kollejen de Schtulle aus'm Rock jemaust. Heite jiebts keene blitzblanken Chemisetterich mehr, Jungeken. Det sollt'ste wissen. Eener bejaunert d'n andern. Wo de hinjuckst is Schwindel, allens is Schwindel un' noch ville schlimmer

wie Schwindel. Un wenn de nich mitschwindelst, bei de Wand wackelt, fällt d'r der Plafond uffn Kopp."

„Stimmt vollkommen. Das hab' ich an mir selbst erfahren. Aber was man nicht kann, verehrte Frau, das kann man eben nicht. Ich hab' noch nie was weggefunden und auch noch nichts aus Versehen aufgeladen. Ich bin darin vollkommener Neuling und denke mir das gar nicht so einfach.

„Lernste, Jungeken, lernste allens. Det ham'n Dümmere schon kapiert."

„Mag sein, aber weil ich so gar keine Ahnung habe, möchte ich Ihnen folgenden Vorschlag machen: Ich gehe morgen früh zur Markthalle, sehe mir den Betrieb genau an. Schlag zehn bin ich bei Ihnen und sage Ja oder Nein."

Und dieser Vorschlag zur Güte fand nach einigem Ueberlegen die allerhöchste Genehmigung.

Mit einem Handschlag, einer Tüte voll Trauben, vier Strippen, einem halben Pfund „Hausschlachtene" und tausend guten Wünschen — alles kostenlos und mit viel Zuneigung gespendet — tauchte Sohr aus der Tiefe auf, blinzelte vergnügt ins Tageslicht und ward hinfort nicht wiedergesehen. Die Eva mit dem Apfel mochte ihn für ewige Zeiten gern haben. Ihn verlangte nicht, ihr Adam zu werden. Raus aus Babylonien, das war sein einziger Gedanke, frische Luft und die denkbar unkompliziertesten Verhältnisse seine Sehnsucht.

Mit großen Schritten stelzte er die Frankfurter Allee entlang.

Bullenhitze hatte die Grünkramfrau die Temperatur genannt. Sie hatte recht.

Sohr schwitzte und die Trauben in der Tüte taten dasselbe. Sie liefen aus vor Seligkeit und Wonne, weil er sie im Arm am Busen barg.

Warum genierte er sich auch, sie auf der Stelle aufzuessen hier auf der Straße und zwischen Menschen, die selbst in Konzerten und Theatern zwischen den einzelnen Vorträgen und Akten ihre Butterstullen futterten. Er war doch noch kein Kulturmensch.

2.

Als es von irgendeinem Kirchturm fünf Uhr schlug, hatte Sohr schon drei Dörfer durchwandert. Vor dem vierten machte er Halt.

Da lag versteckt zwischen Bäumen ein großes Gehöft, umfriedigt mit Betonmauern, Eisengittern und versehen mit einem riesigen Torbogen.

Sohr prüfte.

Keine schadhafte Stelle, keine fehlenden Ziegeln, kein herabfallender Putz, intakt vom First bis zur Grundmauer, fest, sauber!

So war sein Gut auch gewesen — sein Gut! Und so hatte es auch gelegen, zwischen Bäumen, abseits vom Ort — ein Königreich in einem Herzogtum.

Er trat unter den Torbogen und überblickte den Hof.

Zwei Hunde an der Kette — wie daheim auch, nur daß seine Hunde gebellt hätten, seine beiden, gelben Köter: Lump und Bella.

Wer mochte die erstanden haben und wer seinen gelben Lieblingsgaul, den Hansemann, der ganz leise wieherte und einem mit seinen klaren Augen so treu ansah, wenn man den Stall betrat? Und wer das gelbe Geschirr mit den Silberbeschlägen, den eleganten Zweisitzer und das andere alles, alles — wer?

Sohr ballte die Hände in der Tasche, seine Augen brannten, sein Körper zitterte und seine Seele schrie vor Schmerz und Weh. Er mußte sich an den Türpfosten lehnen, um nicht umzustürzen.

(Fortsetzung folgt)

So ist die Liebe

Kurzgeschichte von Berndt Hardeweg.

Die Treue darf gelobt werden, aber die Untreue eignet sich nicht zum Erzählen; sie ist unnütz und häßlich, und keine Zeitungsgeschichte kann wettmachen, was die Untreue an Leid und bitterer Verzweiflung über die Menschen gebracht hat. Wenn ich es unternehme, über die Untreue zu schreiben, so geschieht es durchaus nicht im Ernst, vielmehr hat diese Geschichte etwas verlockend Komisches, ja, fast Heiteres, das in uns allen Erinnerung wach rufen wird. Glück, Wehmut, Zorn und fromme Stille.

*

Das Mädchen hieß Ruth. Sie war nicht in dem Sinne hübsch, wie in Kurzgeschichten die Frau beschaffen sein muß, damit die Leser sich mit ihr befassen, sie hatte jedoch dieses entzückend Jungmädchenhafte an sich, Unbekümmertheit und frohe Laune, Leichtsinn, Sauberkeit, Jungenfertigkeit und Anmut, um derentwillen wir manche Frauen wie Geschwister lieben können. Ja, sie konnte zu ihrer Stunde sogar ein wenig traurig sein, rührselig oder schwach, obwohl sie ein ganzer Kerl war und mit beiden Füßen tapfer auf der Erde stand. Sie wußte eben in allen Tugenden Bescheid, sie kannte sich in den Regenbogenfarben der Seele aus, blau, gelb, grün, rosa, violett, was weiß ich. Sie war traurig und müde, sie war frech und drollig, sie war sanft und mütterlich. Sie schwamm am Abend mit in die silberne See hinaus und lief am Tage durch die raschelnden Wälder, sie spielte Harmonika und hörte Gedichte an, sie kannte Verlaine und liebte Weinheber. „Die Brust aufreißen, Liebe haben, sterben: Das ist das Glück." Oder sie summte Mozart vor sich hin und legte schluchzend den Kopf auf die Knie.

Ich war damals noch ein junger Mensch und liebte Ruth über die Maßen. Es war mein erstes großes Glück; nun ja, ich wußte jetzt genau, was im irdischen Leben Seligkeit bedeutete, davon wollte ich mich nichts abjagen lassen. Unser Alltag leuchtete. Soll ich erzählen, wie alles kam? Liebe auf den ersten Blick? Ungefähr so berühmt war es wohl.

Ruth verlebte ein paar Ferientage in unserem Fischerdorf. Sie stammte aus einer großen Stadt im Westen und war Verkäuferin in einem Musikgeschäft, dort mußte sie den Kunden Harmonikas und Klaviere vorspielen, aber meistens verkaufte sie Schallplatten, die „Mühle im Walde" und anderes.

Das Fischerdorf hatte seinen Tanzabend. Erst saß Ruth mit einem Matrosen am Tisch, der Matrose hatte Urlaub, aber es waren auch noch ein paar Mädchen dabei, Freundinnen, die mit Ruth aus jener großen Stadt gekommen waren. Ich forderte Ruth auf, mein Herz klopfte, ich wußte kaum ein Wort zu sagen, aber wir tanzten nun den ganzen Abend miteinander, bis in den Morgen hinein, der Geiger konnte nicht oft genug die Fiedel ans Kinn heben. Ich brachte das Mädchen nach Hause, wir sagten Du, als hätten wir uns nicht eben erst kennengelernt, sondern als seien wir Bekannte seit jeher ...

Wenn ich von der Arbeit kam, wartete Ruth schon an „unserer" Ecke, wie wir sagten, da, wo immer die Fischernetze zum Trocknen hingen, und dann wanderten wir Hand in Hand den Strand entlang, schlenderten durch die gelben Aecker und liefen über die grünen Koppeln durch die Herde der weidenden Kühe. Es war ein gutes sommerliches Glück, ein Leben voller Heiterkeit und Frische. Nie hatte ich gedacht, daß es so einfach sei, verliebt zu sein. Ich wurde stark an diesem Mädchen, ich liebte sie wie eine Schwester, so jung war ich, aber doch war dies anders, als es bisher immer gewesen war. Ruth lehnte ihren Kopf an meine Schulter, ich saß ganz still, berauscht von Glück. Sie sagte nicht, „ich hab dich lieb" oder etwas anderes, was süß und erregend gewesen wäre. Wir saßen nur da, vor den Buchen am Steilufer, und hatten den Blick auf die untergehende Sonne gerichtet.

Nichts minderte unser Glück als dies: Wie sollte es nach unserem Abschied werden? Sechshundert Kilometer hin und sechshundert Kilometer her waren zum Feierabend nicht zu erledigen. Wir versprachen einander treu zu sein, so zuverlässig treu wie das Meer und die Sonne und der Schein der Sterne. Nichts sollte uns trennen dürfen. In einigen Jahren wollten wir heiraten. Ach ja. „Du wirst mich vergessen", sagte ich, „wie du andere vergessen hast, Ruth, wie andere dich vergessen haben und wie die Menschen einander immer wieder vergessen werden." — „Nein, nein", bettelte sie, „schenk mir doch Vertrauen, du darfst nicht so sprechen, immer will ich bei dir sein." So verliebt zu sein, war in der Tat eine Angelegenheit voller Seligkeit und Schmerz.

Der Abschied war schwer. Der Zug fuhr pünktlich ab, wie immer, die rote Mütze war da, und Dampf, und Kohlenrauch, und Schienenknacken. Vorbei...

Erst schrieben wir Briefe, jeden Tag einen, jede Woche einen, jeden Monat einen. Dann kamen nur noch Ansichtskarten, dicht bekritzelt, dann mit Unterschriften. „Von einem fröhlichen Ausflug" oder „aus heiterer Gesellschaft sende ich viele Grüße", Nachschrift: „Brief folgt". Aber dazu kam es nicht mehr; sechshundert Kilometer waren kein Pappenstiel, und von einem Mädchen wie Ruth konnte kein Mensch verlangen, daß sie treu bleiben würde.

Ich hatte Ruth zum Abschied einen Ring geschenkt, ein Stück Bernstein in einer silbernen Einfassung, zu mehr reichte mein Geld nicht. Es war ein nettes Andenken an die See, an unsere Liebe, an alles miteinander.

*

Nach vielen Jahren — das Erlebnis jenes Sommers stand als matter Punkt in weiter Ferne — kam ich in einer gewissen Stadt im Westen in ein Uhrwarengeschäft, mein Uhrglas war zerbrochen. Da stand eine Frau vor dem Verkäufer und legte ein Stück Bernstein auf den Tisch, sie wolle für den Stein eine neue Fassung, die alte silberne sei verschlissen und gar zu wertlos, aber der Stein sei ihr als Andenken lieb, vielleicht würde sie ihn eines Tages ihrem Töchterchen schenken.

„Man soll nicht zu sehr am Alten hängen", fügte die Frau lächelnd hinzu...

„Nein, nein", mischte ich mich in das Gespräch, „man soll nicht am Alten hängen, die Treue lohnt sich nicht."

Wir lachten dann noch ein Weilchen über dies und jenes, wie Fremde miteinander höflich sind und sich Zeit zu ein paar Worten lassen. Weiter nichts.

Betty liebte sechs Brüder

... und heiratete sie alle der Reihe nach!

In den Vereinigten Staaten wissen die Zeitungen augenblicklich eine sehr merkwürdige Liebesgeschichte zu erzählen, die allgemein zu mehr oder weniger humorvollen Kommentaren Veranlassung gibt. Sie handelt von einem jungen Mädchen, das sechs Brüder liebte und sich nicht entscheiden konnte, welchen von ihnen sie heiraten sollte, weshalb sie denn nacheinander mit jedem einzelnen der Brüder die Ehe einging, bis sie endlich den rechten Mann gefunden hatte.

Man sieht, die Amerikaner sollten sich eigentlich durch diese Geschichte nicht so sehr erheitern, als vielmehr nachdenklich stimmen lassen, denn sie ist nicht gerade ein Beweis für eine hohe Auffassung von den Aufgaben der Ehe. Doch wie man weiß, nimmt man es nun einmal in Amerika in den Fragen der Ehe nicht so genau!

Die „Heldin" der Geschichte ist Betty Henson aus Springfield im Mittelwesten. Sie war damals, als sie die sechs Brüder Milligan kennen lernte, ganz gewiß eine Schönheit, was schon die Tatsache zeigt, daß sie aus einem von ihrer Vaterstadt veranstalteten Schönheitswettbewerb als erste Preisträgerin hervorging. Die jungen Männer der Stadt umschwärmten sie, wie man das unter diesen Umständen nicht anders erwarten konnte, und von allen Seiten wurden ihr Heiratsanträge gemacht. Betty aber hatte nur noch Augen für die Brüder Milligan, sechs schmucke und tüchtige Burschen, die in staunenswerter Eintracht miteinander lebten, gut verdienten und das Herz eines jungen Mädchens schon höher schlagen lassen konnten.

Die sechs Brüder liebten Betty einer wie der andere und längst hatte ihr jeder einzelne von ihnen einen Heiratsantrag gemacht. Das aber war sehr schlimm für die vielumworbene Schönheitskönigin, denn sie wußte nun wirklich nicht, wie sie sich retten sollte, da sie keinem der Brüder einen Korb geben wollte. Sie liebte alle sechs mit gleicher Leidenschaft, keinen mehr und keinen weniger. Keinen wollte sie bevorzugen und keinem wollte sie wehe tun.

So war es ihr denn recht, als die Brüder beschlossen, das Los entscheiden zu lassen, nachdem der Versuch, längere Zeit immer nur mit einem der Milligans auszugehen, keine Klarheit geschafft hatte.

Stephen Milligan war der Glückliche, auf den das Gewinnlos fiel. Da er außerdem unter den Brüdern das höchste Gehalt bezog, schien sich nunmehr alles auf das Beste zu fügen. Die Eltern der Liebenden waren einverstanden und Stephens Brüder sahen sich schweren Herzens nach anderen Mädchen um.

Allein schon nach wenigen Wochen schüttelte Betty traurig den Kopf.

„Ich habe es mir überlegt, ich weiß wirklich nicht, ob ich richtig handele, wenn ich Stephen heirate, ich liebe die anderen Brüder doch nicht weniger als ihn. Wir müssen einen Ausweg finden!"

Darauf hielten die Brüder mit Betty eine lange Konferenz ab, die damit endete, daß man in aller Form einen Vertrag aufsetzte, in dem festgelegt wurde, daß Betty Henson in Abständen von zwei Jahren nacheinander jeden einzelnen der Brüder Milligan zu heiraten habe. Und zwar in der Reihenfolge: Stephen, Adrew, Harry, Paul, Martin, Tony. Die Scheidung habe jeweils nach genau zwei Jahren mit dem Grund des böswilligen Verlassens zu erfolgen.

Der merkwürdige Vertrag ist dann auch von beiden Parteien getreulich gehalten worden. Die Leute von Springfield wunderten sich zwar nicht wenig über die regelmäßigen Scheidungen und Wiederverheiratungen Bettys, ahnten jedoch nicht, daß hier lediglich den Abmachungen eines Vertrages pünktlich entsprochen wurde.

Das erfuhren sie erst dieser Tage, als die sechste und letzte Ehe Bettys mit Tony die Entscheidung brachte. Als nämlich die vereinbarten zwei Jahre vergangen waren, hatte Betty nicht übel Lust, das Spiel von vorn zu beginnen. Da aber sprang Tony auf und verabreichte seiner Frau eine Tracht Prügel, daß ganz Springfield über Bettys Jammergeschrei zusammenlief.

Einen Tag später teilte Betty Tonys Brüdern mit, sie habe sich entschlossen, für immer an der Seite des jetzigen Mannes zu leben!

Die Frau des Junggesellen

Skizze von Geo Hering.

Die kleine Stadt bot wenig an Unterhaltung und Geselligkeit. Die einzige Abwechslung, die man in ihrer Regelmäßigkeit kaum noch als solche ansehen konnte, waren die Gesellschaftsabende, jeden Donnerstag im „Adler". Es gab mehr solche Gesellschaftsabende in der Stadt, aber dieser zeichnete sich dadurch aus, daß hier vor allem die Junggesellen sich zusammenfanden.

Wieder saßen an einem Donnerstag Gäste beisammen. Ueber den Tischen lag bereits dichter Rauch, und alle Plätze waren ordnungsgemäß besetzt, nur der Stuhl des Amtsgerichtsrates Deigendesch war noch leer. Das wunderte alle, denn man konnte sich nicht erinnern, daß Deigendesch jemals einem Gesellschaftsabend fern geblieben war.

In später Stunde kam er. Sein Gesicht war fahl und blaß, und seine Augen blickten merkwürdig trüb. Keiner der Gäste getraute sich aber, eine diesbezügliche Frage zu stellen. Erst als einige Zeit verstrichen war, konnte sich der alte Oberlehrer Brenner nicht mehr enthalten, den Ankömmling nach dem Grund seiner Verspätung zu fragen. Um den Mund des Amtsgerichtsrates zuckte es schmerzlich. Endlich antwortete er mit einer müden, schmerzlichen Stimme:

„Ich komme vom Begräbnis meiner Frau..."

Es wurde ganz still unter den Gästen, niemand konnte sich mit dieser Antwort zurechtfinden, aber der Blick Deigendesch' ließ keinen Spott aufkommen. Als er das starre Schweigen bemerkte, da lächelte er schmerzlich und wiederholte: „Ja, man hat meine Frau begraben." Und dann begann er ganz leise seine Geschichte zu erzählen:

„Ich war gerade Assessor geworden und konnte endlich daran denken, das Mädchen, das ich liebte, heimzuführen. Wir waren unendlich glücklich und machten unsere Hochzeitsreise in die Schweiz. Es war eine schöne Zeit. Die erhabene Bergwelt der Berner Alpen erfüllte uns ganz. Wir zogen durchs Lötschental und machten verschiedene Partien aufs Breithorn. Dann geschah das Schreckliche, das mir durchs ganze Leben unvergeßlich geblieben ist. Vor den Augen meiner Frau stürzte ich ab. Ich höre heute noch ihren verzweifelten Schrei in den Ohren. Als ich wieder zu mir kam, da befand ich mich in einer Alphütte. Man erzählte mir, daß man drei Tage nach mir hatte suchen müssen und daß ich schon eine Woche lang besinnungslos darniederliege. Als ich mich wieder langsam zurechtfand und mich nach meiner Frau erkundigte, bekam ich ausweichende Antworten. Sie sei selber krank, hieß es.

Als ich dann wieder hergestellt war und fort konnte, mußte ich freilich viel Schlimmeres erfahren. Meine Frau war im — Irrenhaus.

Der plötzliche Schreck meines Sturzes und das hoffnungslose Suchen hatten die Arme um ihren Verstand gebracht. Nun erst hat der Tod sie erlöst..."

Aus den Augen Deigendesch' rann eine Träne. Er war ruhig an diesem Abend, trank langsam sein Bier aus und ging bald nach Hause. Keiner von den Gästen wagte ein Wort zu sagen. Sie alle ehrten den stummen Schmerz des Mannes...